

Der Gedanke der Völkerverbundenheit und das Jugendbuch

Autor(en): **Hilty-Gröbly, Frida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **41 (1936-1937)**

Heft 15

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-313397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Namen des R. U. P. eine Kundgebung veranstaltet wird, sind wir dabei! Wer hilft, die Broschüre zu vertreiben? Wer übernimmt ein paar Dutzend Karten und wirbt bei Freunden und Bekannten dafür? ¹

Lasst uns nicht müde werden! Der 18. Mai muss jedem zum Bewusstsein bringen: Wir sind nicht allein! Millionen kämpfen für den Frieden, er wird erreicht sein, wenn alle für ihn kämpfen. E. E.

Der Gedanke der Völkerverbundenheit und das Jugendbuch

An einer im November 1935 vom Bezirksverein Zürich für den Völkerbund veranstalteten Versammlung hat unsere Schweizer Dichterin Maria Waser über den « Geist der Menschlichkeit » gesprochen. « Wenn wir Frauen auch in staatlichen Dingen danebenstehen – in den menschlichen stehen wir mitten drin, tiefer verwurzelt vielleicht als unsere Brüder », heisst es in dem warmherzigen, von all dem Leid der Gegenwart erfüllten Referat. Und weiter: « Ein grosser Schmerz aller Mütter ist es, mitansehen zu müssen, wie die, welche von der Natur zu Brüdern bestimmt waren, um äusserer, vergänglicher Dinge willen nun gegeneinander aufstehen, Hass zwischen sich pflanzen, sich gegenseitig zu vernichten suchen. Vielleicht gab es niemals eine Zeit, die uns Frauen so fremd und feindlich war, wie diese Gegenwart, diese Zeit, die die Heiligkeit des Lebens verneint. » Und nachdem sie von den Nöten der Gegenwart gesprochen, fährt die Dichterin fort: « In dieser furchtbaren Zeit empfinden wir Schweizer Frauen es als ein stolzes Vorrecht, einem Volke anzugehören, das über die Schranken des Hasses, der Sprachen, der Religionen hinweg sich fand und zusammengehalten wird durch ein geistiges Band: das Bekenntnis zur Freiheit und zur Gleichheit aller vor dem Gesetz, und das von lange her sich müht um jenes humane Ideal, das auch das höchststrebte von uns Frauen ist, die Freiheit des einzelnen in Einklang zu bringen mit der Wohlfahrt aller. » Ergriffen von der grossen Aufgabe, die unser kleines Land inmitten einer Welt des Misstrauens und des Unrechts zu erfüllen hat, « eine Zuflucht zu bleiben für den europäischen, für den Menschheitsgeist, den Geist der Menschlichkeit », ruft sie uns Frauen auf zum menschlichen Zusammenschluss. « Dafür wollen wir uns einsetzen – auch wir Frauen, gerade wir Frauen, die wir den ins Wanken geratenen Glauben an den endlichen Sieg der Menschlichkeit und an die höhere Bestimmung des Menschen in uns tragen als ein unwiderlegliches Wissen. Wir müssen es tun, wenn wir unsern Namen verdienen wollen, den Namen der Schweizerin und den Namen der Frau! » Spüren wir nicht alle, Lehrerinnen und Mütter, die wir das junge Geschlecht zu erziehen haben, die Schwere der Verantwortung, die auf uns lastet? Denn wie unendlich viel hängt davon ab, ob wir imstande sind, unserer Jugend einen gerechten, friedfertigen Sinn einzupflanzen! « Unabsehbar ist der Schaden », heisst es in jenem Vortrag, « der einer Jugend angetan wird – ach, solch grossgläubige, hochgemute, begeisterungsfähige Jugend! – wenn ihr der Wahn eingegeben wird, dass sie allein schon durch ihre Nation, ihre Rasse etwas Höheres darstelle, dieser Jugend, der man die Ehrfurcht vor dem Andersgearteten raubt, die man hineintreibt ins Unrecht und die nun nicht mehr weiss, dass menschlicher Adel allein

¹ Broschüren und Karten vermittelt gerne: E. Eichenberger, Morgentalstrasse 21, Zürich 2.

durch das menschenwürdige Verhalten und durch die eigene edle Tat errungen werden kann.»

Aber wie können wir der Erfüllung unserer schweren Aufgabe näherkommen? Dass wir den Kindern kein Kriegsspielzeug in die Hände geben, versteht sich von selbst, ebenso keine Bücher, die Krieg und Kampf und List und Roheit verherrlichen. Dass wir darnach streben, das Kind im Verkehr mit seinen Geschwistern und Schulkameraden zu einem friedfertigen Menschen zu erziehen – allen egoistischen und rechthaberischen Kräften zum Trotz – das ist wohl das Wichtigste, eine Aufgabe, die uns oft schwer erscheint und an der wir wohl selbst immer mehr wachsen müssen. Wenn nun auch das Verhalten unserer Kinder gegenüber den Mitmenschen die Hauptsache ist, so scheint es mir doch eine wesentliche Aufgabe, nicht zu versäumen, Liebe zu säen über die Nächsten, die Bekannten, die Landesgrenzen hinaus. Wir Schweizer haben es ja so gut, Anderssprechende und Andersgeartete verstehen zu können, die Zugehörigkeit zu unserer viersprachigen Schweiz, der wir uns als Ganzes zutiefst verbunden fühlen, macht es uns leicht.

Und müssen wir uns – wenn wir uns in die eigene Kindheit zurückversetzen – nicht sagen, dass es in unserem Leben vorerst die Kinder aus den Geschichtenbüchern waren, in denen wir fremde Menschen lieben lernten, lange bevor wir über unsere eigenen Landesgrenzen hinauskamen? Fremde Kinder? Nein, nicht fremde, denn kam uns das an ihnen Fremde überhaupt zum Bewusstsein? Schlossen wir sie nicht einfach alle in unser Herz: die Kinder aus *Amicis* «Cuore», die gutherzigen Italienermädden, die mit ihrer Gabe die Tränen des traurigen Kaminfegerchens trockneten, der kleine Lord Fauntleroy, jener warmherzige kleine Engländer, der voll Vertrauen alles Gute von seinem Grossvater glaubt, bis in dem alten egoistischen Grafen die Menschenfreundlichkeit erwacht und er sich dadurch dieser Wertschätzung würdig erweist, der Waldbauernbub Peter Rosegger, dazu all die lieben deutschen Kindergestalten aus Tony Schumachers Büchern, die uns die gemütvolle Dichterin nahegebracht: den Schorsch und das Lenele, denen das Herz so schwer wird, sich von der schönen Heimat zu trennen, das Turmengele hoch oben im Turm der alten Stadtkirche, die Doktorsfamilie, die voll Liebe das kleine heimatlose Negerkind aufnimmt? Und das frohe Gretchen Rheinwald, mit dem wir seine ersten Schulerlebnisse teilten, hätte es nicht ebensogut neben uns auf der gleichen Bank sitzen können? Dagegen machte uns das Leid der Kinder in Onkel Toms Hütte zum erstenmal mit Unmenschlichkeit und Roheit bekannt, so dass wir dunkel ahnten, wie gut wir selber es dagegen hatten. Mit dem ersten fremdsprachigen Unterricht wuchs dann noch die Zahl unserer kleinen ausländischen Freunde: da kamen der kleine Pierre, der eine so grosse Aufgabe zu erfüllen hatte, der Schüler David Copperfield, die Piccoli Eroi. In diesen Erzählungen traten uns mancherlei Buben und Mädchen nahe, wir erlebten mit ihnen ihre Freuden und Kümernisse, wir fühlten uns ihnen innerlich verbunden, trotz dem fremden Klang ihrer Namen, trotz anderen Sitten und Gebräuchen, trotz verschiedenen Landschaften, Meeren und fernen Städten, die den Hintergrund zu allem Erleben bildeten und für uns den Reiz des Unbekannten hatten.

Dabei wurden wir uns jedoch immer mehr unserer schweizerischen Eigenart bewusst, wir spürten die Heimatluft, die uns aus Johanna Spyris Büchern entgegenkam, und ihre Gestalten waren uns besonders lieb und vertraut: der Vinzi und das Steffeli, das Wieseli, das Stineli, vorab das Heidi, das so fest

überzeugt ist, dass es nirgends so schön sei auf der Welt als daheim, wo die Tannen rauschen und die Sonne den Bergen gute Nacht sagt!

Wie selbstverständlich war für uns die Liebe nicht nur zu den Schweizerkindern, sondern auch zu jenen kleinen Freunden in den ausländischen Büchern, in jener glücklichen Zeit, da die Grenzen offenstanden und die Völker friedlich nebeneinander lebten! Und ist sie nicht neu erwacht und erst recht lebendig geworden in den schweren Jahren, als die traurigen Züge französischer und italienischer Evakuiertes, Hunderte von Heimatlosen, durch die Schweiz fuhren, als Kinder aus Deutschland und Österreich blass und hungrig in unser Land kamen? Ergriff uns das erlebte Schicksal dieser Kinder nicht viel mehr als alle Geschichten? Das Schicksal der kleinen Wiener Mädchen, von denen sich die Eltern nur schweren Herzens getrennt, weil sie ihnen kein Brot, keine Milch mehr geben konnten, das Schicksal der kleinen Italiener aus Istrien und Dalmatien, die man mitten in der Nacht geweckt und von daheim fortgetrieben, und die in der Eile noch irgend etwas mitgenommen, das ihnen besonders lieb war, das eine einen Vogel, das andere seinen Farbkasten? Und wie sie hungrig und schmutzig ausstiegen nach der tagelangen Fahrt durch Feindesland und den vorangegangenen Tagen im Konzentrationslager! Und wie traurig ihre Mütter waren – die Väter hatte man zurückbehalten – und in welchem Zustand sich die Kleinsten befanden, die so lange ein Bad, frische Windeln und Milch hatten entbehren müssen! Wer kann die schmutzigen, vom Rauch noch geschwärzten Windeln vergessen, welche die armen Frauen aussen, dem Zug entlang, aufgehängt hatten, dass sie nur wenigstens wieder trocken wurden! Und wie könnten all die mannigfachen Bilder verblassen, die sich einem auf den Fahrten mit diesen Heimatlosen von Buchs nach Chiasso so tief eingepägt, wer ihren ergreifenden Abschied und die nie enden wollenden Dankes- und Evvivarufe, wenn ein solcher Zug dann die Schweiz verliess und in die Nacht hinausfuhr, Italien zu?

Wie glücklich waren wir Schweizer, all diesen Armen Liebe und Teilnahme geben zu dürfen! Lag in diesem Vorrecht für uns, die Verschonten, nicht die grosse Verpflichtung, den Geist des Verständnisses für andere Völker hinüberzuretten in eine andere Zeit? Deshalb spüren wir so stark die Verantwortung, die wir nun der jungen Generation gegenüber haben, die in einer Zeit aufwachsen muss, in der Kriegs- und Kampfberichte zum Alltäglichen gehören und in der sich die Völker mit Worten und Handlungen, wenn nicht gar mit Waffen und Bomben bekämpfen.

In die Herzen unserer Schweizerkinder dürfen und müssen wir noch Liebe säen zu Kindern anderer Art und Sprache; sie dürfen sich noch an den Büchern freuen, die uns als Kinder beglückt haben, und dazu noch an manchem andern, das in den letzten Jahren dazugekommen ist. Bekommen sie dabei nicht auch wieder ihre ganz besonderen Freunde: den kleinen Peik, jenes norwegische Waisenbublein, den Peppino, der mit seiner Tante, der Büglerin, oben in einem hohen Hause am Arno, in Florenz, daheim ist und allerlei merkwürdige Erlebnisse hat, den willensstarken Günther, einen Österreicher Buben, den Skibub vom Adlerpass und den Eisenbahnerjungen Otto, die durch ihre Geistesgegenwart andern das Leben retten, den kleinen Hans Sachs aus dem mittelalterlichen Nürnberg, dann die beiden Apothekerskinder aus Konstanz, die den Rhein hinunterfahren dürfen und ein Heilmittel für das kranke Brüderlein zu finden hoffen, und dann all die lieben Kinder Josefine Siebes aus der deutschen Kleinstadt, das zarte Gundele, die liebliche Alette und die

Sternbuben, dazu die « Schelme von Steinach » in jener ergreifenden Erzählung, in welcher der Kriegsausbruch seine Schatten über das friedliche Dorf am Wald wirft und mit vielen anderen auch den jungen Lehrer aus der Mitte seiner Schulkinder reisst?

So können durch die Lektüre Brücken gebaut werden zu Menschen in Süd und Nord, aber im Vordergrund soll stets die Schweizer Erzählung stehen. Denn in erster Linie sollen die Kinder mit der eigenen Heimat, ihrer Eigenart, ihrer Geschichte und ihrer Schönheit vertraut werden, um einerseits zu lernen, was sie ihr zu verdanken haben und sich ihr innig verbunden zu fühlen, und um andererseits aus diesem Verwurzeltein heraus andere Menschen zu verstehen, die ihre Heimat ebenso lieben wie wir. Und wie reich ist die Auswahl an guten Schweizer Jugendschriften! Echte, starke Heimatliebe tritt uns aus gar manchen der neuen Schweizer Erzählungen entgegen, so aus dem Galmisbub Josef Reinharts und aus seinen andern Geschichten aus dem Solothurnerland, aus der schlichten Erzählung von den Geschwistern Wartburger, die sich teilweise am Fusse der heimatlichen Burgruine Wartau im sankt gallischen Rheintal abspielt, wir finden sie im Kamerad Köbi, der sich auf allerlei Umwegen in seine eigentliche Heimat zurückfindet, in der Burg Eschenbühl, wo das Interesse an der heimatlichen Geschichte drei Freunde zu den Entdeckern eines Burgplatzes werden lässt, im Schmied von Göschenen, der durch seinen kühnen Brückenbau der Heimat dienen und Nord und Süd verbinden will, und in Eschmanns Remigi Andacher, der die jungen Leser den Schmerz miterleben lässt über die Verwüstung, welche die Kriegszeit ins Unterwaldnerland gebracht und den frohen Alpenknaben des Vaters, der Mutter, der Heimat beraubt hat. Wie versöhnend ragt die Gestalt Heinrich Pestalozzis, des Vaters der Waisen in Stans, in diese Erzählung hinein und lässt wohl die Knaben und Mädchen etwas spüren von der Grösse echter Menschlichkeit. Besonders vertraut sind uns auch die Kinder von Glanzenberg, welche die Kriegs- und Nachkriegszeit, die Grenzbesetzung und das Elend fremder Feriengäste miterlebt haben und voll Zuversicht ins Leben hinausziehen, in der Hoffnung, zum Wohle von Kranken und Heimatlosen arbeiten zu dürfen in einer Welt, in die kein Krieg mehr einbrechen sollte.

Ist das nicht auch die Hoffnung von uns allen? « L'Espérance » haben während des Weltkrieges französische Internierte ein selbsterbautes Segelschiff getauft, in dem sie auf dem Thunersee umherfuhren. « L'Espérance », das bedeute ihre Hoffnung auf die Heimkehr, auf den Frieden, erklärten sie. Und manchmal, wenn die Welt jetzt gar so düster aussieht, kommt mir jenes ferne, weisse Segel in den Sinn. Gleicht ihm nicht auch unsere Hoffnung auf einen wirklichen Frieden, der die Völker Europas verbinden könnte? Geben wir diese Hoffnung nicht auf trotz allem, suchen wir, für ihre Verwirklichung mit unseren schwachen Kräften zu arbeiten, indem wir darnach streben, aus unserer Jugend Menschen zu erziehen, die fest auf dem Heimatboden stehen, dabei aber weitherzig und gerecht sind, wissend, dass das, was die Menschen verschiedener Länder verbindet, stärker ist als das, was sie trennt, die mutig für den Friedensgedanken eintreten, Menschen, wie sie Werner Johannes Guggenheim in seinem St. Galler Festspiel « Der Neue Bund » sagen lässt:

Wir achten eines jeden Recht und Wert.

Im Dienst des Friedens führen wir den Kampf.

Frida Hilty-Gröbly, St. Gallen.